HEYNE

DAS BUCH

Die sechzehnjährige Jessie Lamb lebt in einer Welt, in der jede Frau, die schwanger wird, eines qualvollen Todes stirbt, noch bevor das Kind geboren wird. Die Ursache für das sogenannte Muttertod-Syndrom ist ein unbekanntes Virus, die Folgen sind katastrophal: Die Wissenschaft ist ratlos, die Einwohnerzahlen gehen zurück, die Gesellschaften brechen zusammen und früher oder später werden die Menschen aussterben. Doch Jessie kann und will das nicht akzeptieren: Es muss einen Weg geben, die Welt zu einem besseren Ort zu machen und die Menschheit zu retten. Als ein Impfstoff entwickelt wird, der es ermöglicht, zumindest das Leben der ungeborenen Kinder zu retten, fasst Jessie einen folgenschweren Entschluss …

DIE AUTORIN

Jane Rogers, 1952 in London geboren, arbeitet neben ihrer Tätigkeit als Schriftstellerin für verschiedene Radio- und Fernsehsender und lehrt an der Universität Sheffield. Für ihre Romane wurde sie bereits mehrfach ausgezeichnet und 1994 in die renommierte Royal Society of Literature aufgenommen. *Das Testament der Jessie Lamb* gewann den Arthur C. Clarke Award und war 2011 auf der Long List des Man Booker Prize. Jane Rogers lebt mit ihrer Familie in Sheffield.

Weitere Informationen zu Autorin und Werk erhalten Sie unter:
www.janerogers.org

www.twitter.com/HeyneFantasySF
@HeyneFantasySF

JANE ROGERS

DAS TESTAMENT DER JESSIE LAMB

ROMAN

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der englischen Originalausgabe:
THE TESTAMENT OF JESSIE LAMB
Deutsche Übersetzung von Norbert Stöbe

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Deutsche Erstausgabe 06/2013
Redaktion: Ralf Dürr
Copyright © 2011 by Jane Rogers
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2013
Umschlaggestaltung: Eisele Grafikdesign, München
Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenaich
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-31485-6

www.heyne-magische-bestseller.de

Für Wendy

»Ein ander Leben tut sich mir jetzt auf,
zu einem andern Schicksal scheid ich über …«

Euripides: *Iphigenie in Aulis*

SONNTAGMORGEN

Im Haus ist es ganz still, jetzt, da er weg ist. Ich stehe vorsichtig auf, ohne umzufallen, und schlurfe ans Fenster. Die Aussicht wird teilweise von einer riesigen Leyland-Zypresse im Nachbargarten verdeckt. Niemand wohnt mehr in der Häuserreihe. Ich lehne die Stirn ans Fenster und schaue in den verwilderten Garten hinunter. Die kalte Glasscheibe beschlägt von meinem Atem, doch ich weiß, es ist zu hoch, um zu springen. Außerdem sind die Fenster abgeschlossen, und ich habe keinen Schlüssel. Ich tappe im Zimmer umher, stütze mich mit der Linken an der Wand ab, bis ich die Tür erreicht habe. Ich betätige erneut die Klinke, für alle Fälle.

Er hat mir Käsesandwiches und eine Flasche Orangensaft in die Ecke gestellt. Offenbar ist er heute nicht da. Wenigstens brauche ich mir dann nicht seine ständigen Wiederholungen anzuhören und muss nicht mit ansehen, wie er weint, und mit anhören, wie er rastlos im Haus umherwandert. Jetzt habe ich Raum für meine eigenen Gedanken und Gelegenheit, mich ausschließlich mit mir zu beschäftigen. Ich teste wieder die Fahrradschlösser. Der silbrige Draht ist mit durchsichtigem blauem Plastik ummantelt. Er hat sie mir dreimal um

jeden Knöchel gewickelt und dann abgeschlossen, wie Fußreife. Das dritte Schloss hat er unter den beiden anderen hindurchgeführt, zusammengesteckt und verschlossen. Die Fußreife sind zu eng, um sie über die Knöchel zu schieben. Meine Füße haben nur fünfzehn Zentimeter Spielraum. Deshalb muss ich schlurfen wie ein Kettensträfling. Ich muss die Reife ständig lockern, sonst zieht sich der, an dem das Verbindungsschloss befestigt ist, zu und kneift mich.

Er hat mir einen Eimer mit Klappe und eine Rolle Toilettenpapier dagelassen, aber die Benutzung ist nicht einfach, denn ich bekomme die Beine nicht weit genug auseinander, um mich richtig hinzusetzen. Außerdem hat er mir als Beschäftigung ein Notizbuch und einen Stift hingelegt. Und an der Wand liegen mein Schlafsack und das Kissen. Der klapprige Heizkörper wird jetzt endlich warm, deshalb muss ich nicht mehr so frieren.

Wenigstens verhält sich mein Verstand nicht mehr wie eine Ratte in der Falle. Er hat aufgehört, sich panisch umherzuwerfen und dem eigenen Schwanz hinterherzujagen. Schließlich kann der Mann mich nicht ewig hier festhalten. Ich muss es nur aussitzen.

Vom vielen Weinen nehme ich oberhalb des Nasenrückens einen sonderbar angenehmen Schmerz wahr, und jetzt fühle ich mich, als könnte ich nie wieder weinen. Weil ich auf dem Fußboden geschlafen habe, bin ich ein wenig steif, aber alles in allem ist es gar nicht so schlimm. Es könnte schlimmer sein. Ich schlurfe wieder

an den Wänden entlang, dann gehe ich zu dem Klapptisch und dem Campingstuhl, die er mitten ins Zimmer gestellt hat. Ich bringe mich in Position und setze mich. Ich schreibe meinen Namen auf die erste Seite des Notizbuchs: Jessie Lamb.

Er möchte, dass ich mir Gedanken mache über das, was ich vorhabe. Aber ich habe nichts vor. Ich bin lahmgelegt; zur Untätigkeit verdammt. Fast kommt es mir so vor, als existierte ich nicht mehr – ich bin nicht mehr die Jessie Lamb, die energisch auf ihr Ziel zusteuert. Wenn ich die Schlüssel für die Fahrradschlösser, sagen wir, auf dem Boden liegen sähe – würde ich sie aufheben und die Schlösser öffnen? Würde es mir gelingen, mich zu befreien? Vielleicht würde ich so tun, als hätte ich sie nicht gesehen, und gefangen bleiben. In gewisser Hinsicht stellt es eine Erleichterung dar, gefangen zu sein und sich keine Gedanken machen zu müssen. Passiv zu sein, anstatt zu handeln.

Er versucht, mir einen Ausweg aufzuzeigen. Damit ich *ihm* die Schuld geben kann, wenn ich ihn nicht nutze, anstatt mir selbst eingestehen zu müssen, dass ich ein Feigling bin.

Ist es das, was du willst?

Wie sollte ich mir sonst erklären, dass ich so dumm war, in sein Auto zu steigen, als er vorschlug, uns Omas Haus anzusehen?

Du hast geglaubt, er wollte dir eine Freundlichkeit erweisen; du wolltest dich versöhnen.

Ja. Aber er hatte bereits damit gedroht, alles zu tun, »um mich zu stoppen«. Hast du beim Einsteigen also *gewusst*, dass er dich einsperren würde? Hast du es dir insgeheim gewünscht?

Ach, ich habe keine Lust auf das alles. Ist es nicht schon schlimm genug, dass er mir zusetzt? Da brauche ich mich nicht noch selbst zu quälen.

Es scheint vernünftig zu tun, was er verlangt; und darüber *nachzudenken*. Ja. Es aufzuschreiben. Es mir zu vergegenwärtigen, nachzuerleben, in Worte zu fassen. Denn es wird der Beweis dafür sein – nicht wahr? –, dass du aus freien Stücken handelst. Der Beweis, dass ich, Jessie Lamb, bei gesundem Verstand und in bester Gesundheit, die volle Verantwortung für meine Entscheidung übernehme und beabsichtige, die Konsequenzen zu tragen.

Ich unterstreiche meinen Namen im Notizbuch. Die Frage ist, wo soll ich anfangen? Mit meinem eigenen Anfang, schätze ich; mit dem Tag meiner Geburt.

Aber ich werde nicht alle meine sechzehn Lebensjahre schildern!

Nein, aber ich muss mit dem Anfang beginnen. Bevor der furchtbare Druck in meinem Kopf mich zwang, etwas zu tun. *Irgendetwas* zu tun, damit ich nicht zerspringe. Ich musste herausfinden, worin meine Bestimmung lag.

Ich werde es aufschreiben, alles, was geschehen ist, ich werde es vollkommen wahrheitsgemäß schildern, da-

mit am Ende kein Zweifel mehr darüber besteht, jedenfalls nicht in meinem Kopf, was ich tun will und warum.

Das Testament der Jessie Lamb.

1

Früher war ich so unstet wie eine Feder im Wind. Ich dachte, die Sachen in den Nachrichten und Zeitungen wären für Erwachsene. Das war ein Bereich ihrer dummen, erbärmlichen, komplizierten Welt, der mich nicht interessierte. Ich erinnere mich, dass ich eines Abends am Fußgängerüberweg hinter Roaches auf dem Zaun saß, zusammen mit Sal, Danny und ein paar anderen. Es war dunkel, zumal beiderseits der Schienen, denn die Erika auf dem Damm war verbrannt. Wir schauten hinunter auf die erleuchteten Fenster des Gasthofs im Tal und die kleinen gelben Augen der Autos auf der Straße. Außer uns waren alle drinnen, und wir saßen dort oben in der windigen Nacht, gegenüber der schwarzen Fläche des Moors auf der anderen Talseite.

Ein Zug sauste vorbei, unterwegs nach Huddersfield, und der heiße Luftschwall hätte uns fast vom Zaun geweht. Danny meinte, wir sollten ein Stück weit auf den Schienen gehen, wie auf einem Seil balancieren und gucken, wer am weitesten käme. »Wenn ein Zug kommt, springt einfach runter«, sagte er. »Es kommt nur einer jede Stunde.« Sal kletterte vom Zaun hinunter und balancierte mit ausgestreckten Armen über die Schiene. Ich

konnte sie kaum erkennen, sie zerrann in der Dunkelheit, und ich war mir nicht sicher, ob sie ihre Ausgleichsbewegungen übertrieb oder ob ich sie nur nicht von der Dunkelheit unterscheiden konnte. Sie schimpfte, und da wusste ich, sie war gefallen, und dann probierten es auch die anderen, und wir zählten laut im Chor. »Eins *und* zwei *und* drei *und* RAUS!«, und warteten ab, wer es als Erster bis zehn schaffen würde.

Als ich an die Reihe kam, konnte ich die Schiene nicht mal sehen, spürte sie aber durch die Schuhsohlen hindurch. Ich fand das Gleichgewicht und schaute auf die grüne Signalleuchte in der Ferne. Ich hatte eine Art Tosen in den Ohren. Ich weiß nicht, war es der Wind auf dem Damm oder das Geschrei und Gelächter der anderen. Aber ich hatte das Gefühl, alles wäre möglich, buchstäblich alles, und mir könnte nichts geschehen. Ich dachte, wenn ich zwanzig Schritte schaffen würde, wäre das der Beweis. Mit dem einundzwanzigsten Schritt hüpfte ich von der Schiene, und als ich auf den Zaun kletterte, kam von hinten ein Zug aus der Dunkelheit herangerast und stieß einen ohrenbetäubend lauten Pfiff aus. Und da kam mir der Gedanke: Ich könnte MTS heilen. Ich hätte die Macht, alles wieder in Ordnung zu bringen. Aber weil mich niemand darum bat, würde ich es sein lassen.

Das ist so wie mit den blöden Sachen, die man glaubt, wenn man noch sehr klein ist, wie zum Beispiel, man könne fliegen. Ich glaubte das jahrelang, aber niemand

durfte davon erfahren. Wenn ich jemandem davon erzählte oder es vorführte, würde ich die Fähigkeit verlieren. Und wenn ich daran zweifelte oder es ausprobierte, würde ich die Fähigkeit ebenfalls verlieren – deshalb ließ ich es sein. Ich glaubte daran. Ich wusste, wenn es darauf ankam, würde ich fliegen können. Glücklicherweise trat der Fall niemals ein.

Ich erinnere mich an Vorkommnisse, deren ich mich schäme. Einmal fuhr ich mit Mum und Dad vom Wohnwagen, der in Scarborough stand, nach Hause, und die Straßen rund um York waren alle verstopft, weil im Dom eine Massentrauerfeier stattfand. Dad hatte vergessen, sich online zu informieren. Und ich brannte darauf, nach Hause zu kommen und Sal anzurufen. Wir standen zwei Stunden lang im Stau. Und ich schaute mir die armen Leute in den Autos an und sagte: »Wieso können die nicht zu Hause trauern? Den toten Frauen ist es doch egal!«

Ich hielt das für normal, so war das. Wenn man jung ist, hält mal alles für normal. Hat die Mutter einen spitzen Kopf und grüne Ohren, findet man das normal. Erst wenn man älter wird, begreift man, dass nicht alle Menschen so sind. Nach und nach wird einem klar, dass man in einer seltsamen Zeit lebt und dass es früher anders war. Je unbehaglicher und verunsicherter man sich fühlt, desto stärker wird der Wunsch zu sein wie alle anderen und

sich anzupassen, desto mehr entgleitet einem die Normalität, weil für einen selbst eben nichts mehr normal ist. Oder wenn doch, ist man darauf angewiesen, sich bei anderen Menschen eine Bestätigung dafür zu holen. Wozu ich anscheinend überhaupt nicht in der Lage bin.

Damals, in der Vergangenheit, lieferte Sal mir Bestätigung. Wir beide kannten alle Antworten. Und wir hielten es für normal, dass Frauen starben. Oder schlimmer noch, wir glaubten, sie hätten es vielleicht verdient, weil sie etwas Schändliches getan hatten. Ich glaubte damals, wenn man aus dem Leben schied, träfe einen zumindest eine Mitschuld. Man musste etwas Schlechtes in sich tragen, um ein solches Schicksal auf sich zu ziehen – zumal wenn man an MTS starb, denn das bedeutete, man hatte Sex gehabt.

Die erste Bekannte von mir, die starb, passte genau in das Schema. Caitlin McDonagh im zehnten Schuljahr. Die Lehrer, die ich von der Grundschule an hatte, oder die Frauen, die Mum und Dad kannten, zählten für mich nicht, denn das waren Erwachsene, und Erwachsene waren (jedenfalls damals in meinen Augen) alle alt und würden bald sterben. Caitlin aber heulte sich im Geschichtsunterricht auf einmal die Augen aus dem Kopf, und man brachte sie ins Büro des Direktors, und sie kehrte nicht mehr zurück. Ihre beste Freundin erzählte uns, sie sei schwanger, und wir stellten sie uns mit ihrem ordinären Freund vor, der um die zwanzig war, und sie kamen uns vor wie Verräter. Aber ein paar Wochen da-

nach kamen Ärzte in die Schule und verpassten uns allen Implanon-Implantate, obwohl die meisten von uns noch keinen Freund hatten, deshalb würde keine von uns so bestraft werden wie Caitlin, egal, was für schlimme Sachen wir anstellten.

Sal und ich waren neugierig, doch es berührte uns nicht sehr. Das kam erst später – an dem Tag, als wir von ihrem Tantchen erfuhren. Wir waren in ihrem Zimmer, auf dem Boden war ihre Kleidung verstreut. Wir versuchten, die besorgte Stimme ihrer Mutter zu überhören, die unten telefonierte.

»Hast du gestern Abend die Ärzte in den Nachrichten gesehen?«, fragte Sal.

»Ich glaub nicht.«

»Die haben erklärt, wie sich MTS auf das Gehirn auswirkt. Da entstehen Löcher. Sie haben gemeint, bei Frauen, die es bekommen, sieht das Gehirn irgendwann aus wie Schweizer Käse.«

»Widerlich.«

»Ja, die verlieren Teile ihres Gehirns, können nicht mehr das Gleichgewicht halten und werden vergesslich.«

»Glaubst du, es tut weh?«

»Das haben sie nicht gesagt. Einige sterben ganz schnell. Nach nur dreitägiger Krankheit.«

Wir waren uns darin einig, dass das Wissen um das, was einem bevorstand, das Schlimmste sei. Wer möchte schon gern wissen, dass sich das eigene Hirn in einen Schweizer Käse verwandeln wird? Eine Weile saßen wir

da und schwiegen. Sal hatte viel mechanisches Spielzeug, denn das sammelte sie – wir zogen eine Nonne und eine Lisa Simpson auf und ließen sie auf dem Schreibtisch um die Wette laufen. Die Nonne gewann. Wir brachten auch noch einen Bleistiftspitzer in Briefkastenform und ein Auto ins Spiel. Mit vier Wettläufern ist es schwieriger, denn man muss sie aufziehen und festhalten, ohne dass das Federwerk abläuft. Ich dachte, wenn die Nonne noch einmal gewinnt, würde sie bestimmt ein Heilmittel für MTS finden, Lisa aber fiel vom Schreibtisch, und die Nonne und der Briefkasten stießen zusammen.

»Vielleicht werden wir nie Kinder haben«, meinte Sal.

»Wenn die jüngsten Menschen, die jetzt leben, einmal alt sind …«

»Werden sie die letzten Menschen auf Erden sein.« Das kam seit einer Ewigkeit in den Nachrichten, aber auf einmal konnte ich es mir auch vorstellen. »Wenn wir alt werden, wird es keine Kinder mehr geben.«

»Man wird die Schulen schließen müssen.«

»Alle Sachen, die Kinder brauchen – die werden nicht mehr hergestellt.«

»Windeln, Babykleider, Kinderwagen.«

»Das wird richtig unheimlich sein.«

»Und wenn wir alt sind, werden alle alt sein. Niemand wird mehr arbeiten.«

»Keine Geschäfte mehr, keine Müllmänner und keine Busse.«

»Nichts. Alles wird knirschend zum Stehen kommen.«

Sal schaltete den Fernseher ein. An einem heiligen Ort in Indien war es zu Unruhen gekommen. Zu viele Frauen wollten dort gleichzeitig beten, einige waren in Panik geraten, und viele Menschen wurden zu Tode getrampelt. Sie stellte den Ton ab. »Eigentlich ist es sinnlos, dass wir Hausaufgaben machen, findest du nicht? Wenn wir demnächst aussterben.«

Wir dachten an all das, was sinnlos werden würde, die Uni, Arbeit, Ehe, Hausbau, Landwirtschaft, Straßenreparaturen.

»Uns wird nichts anderes übrigbleiben, als das Beste daraus zu machen, bis wir sterben«, sagte Sal. »Es wäre völlig egal, was wir machen. Da würde sich niemand drum scheren.«

Ich wollte schon meiner Sorge Ausdruck verleihen, dass es dann niemanden mehr gäbe, der die letzten Toten einäschern oder begraben würde. Dann aber fiel mir ein, dass wohl Tiere sie fressen würden. »Die Erde wird ein friedlicher Ort sein. Keine Autos, Flugzeuge und Fabriken mehr – keine Luftverschmutzung. Die Pflanzen werden sich nach und nach in den Städten ausbreiten …«

Wir stellten uns vor, dass unsere Häuser allmählich verfallen würden, und unterhielten uns darüber, wie es wohl wäre. Bevor die letzten Menschen starben, müsste man die Zootiere freilassen. Die würden wahrscheinlich einigen von uns ein noch früheres Ende bereiten. Und die Tiere würden sich an das Leben in ihrem neuen Revier gewöhnen und es in Besitz nehmen. In England

würde es wieder Wölfe und Bären geben. Tiger würden sich von den Rinderherden ernähren, die niemand mehr hütete. Die Äste der Bäume würden über die Straße ragen, die Hecken würden verwildern, Unkraut würde aus dem Asphalt sprießen. Nach hundert Jahren wäre die Welt wieder ein einziger großer Naturpark, die bedrohten Tierarten würden sich wieder vermehren, im Meer gäbe es riesige Kabeljauschwärme, auf den Kirchtürmen würden Adler nisten. Ich musste an den Garten Eden denken, an das Paradies, wie es gewesen war, bevor Adam und Eva es vermurkst hatten.

»Aber stell dir nur mal vor, niemals ein Baby in den Armen zu halten.« Sal stellte den Ton lauter; es lief der Werbespot mit den tanzenden Joghurtbechern, den wir immer mit hoher, gequetschter Stimme mitsangen, und das taten wir auch diesmal.

Dann kam ihre Mum verweint zu uns nach oben und teilte Sal mit, dass ihr Tantchen gestorben sei. Ich hatte nicht mal gewusst, dass Tantchen schwanger gewesen war. Ich konnte keinen klaren Gedanken fassen und war ganz fixiert auf den Geruch nach Verbranntem, der zu uns hereinwehte, als ihre Mum die Tür öffnete. Ein süßlicher Geruch, der im Hals kratzte – es war der Schokoladenkuchen, den wir gemacht hatten und den ihre Mum im Auge behalten sollte. Ich verabschiedete mich verlegen und ging nach unten. An der Hintertür winselte ihr Hund Sammy, und ich ließ ihn rein, dann stellte ich den Backofen ab. Es hatte keinen Sinn hineinzuschauen, denn

ich konnte mir denken, dass der Kuchen verbrannt war. Trauer empfand ich keine. Es war mir einfach *gleichgültig*. Was wird wohl als Nächstes passieren?, überlegte ich. Als gingen mich die Menschheit und deren Schicksal nicht das Geringste an. Als raste ich mit dem Fahrrad im Leerlauf bergab, hinein in die stille Schwärze der Nacht.

2

Zu der Zeit zankten Mum und Dad sich ständig, und wenn sie einen Anlass fanden, schnauzten sie auch mich an. Ich nehme an, dass sie sich wegen MTS Sorgen machten, aber ich kann mich nicht erinnern, dass sie mit mir darüber gesprochen hätten. Ich erinnere mich nur an endlose Streitereien. Wenn ich morgens aufwachte, war schon dicke Luft, als wäre Gas ausgeströmt. Sie erledigten ihre Verrichtungen, ohne miteinander zu sprechen, gingen einander höflich aus dem Weg, behandelten mich übertrieben freundlich. So ging es manchmal tagelang, dann war irgendwann ohne erkennbaren Grund damit Schluss. Dad schenkte Mum zum Beispiel ein Glas Wein ein und reichte es ihr mit einer kleinen Verbeugung, oder er fragte sie, ob sie mit ihm eine DVD anschauen wolle. Und auf einmal war wieder alles gut. Weil sie sich dazu *entschieden* hatten. Der einzige friedliche Abend war der am Dienstag; Mum hatte Spätdienst im Krankenhaus, und ich und Dad aßen zusammen.

Dienstagabend in der Küche.

Dann legt Dad alle Zutaten säuberlich geordnet nebeneinander auf die Arbeitsplatte, wiegt und misst sie auf verschiedenen Tellern ab. Er hat eine alte Waage mit

einer Metallschale an der einen Seite und kleine Messinggewichte, die man übereinanderstapelt, an der anderen Seite. Mum hat sie ihm zu Weihnachten geschenkt, und er liebt die Waage. Die Gewichte sind glatt und klobig und fügen sich zu einem hübschen Turm zusammen. Mum meint, er koche wie ein Wissenschaftler. Ohne exakt die richtigen Zutaten kocht er nicht.

Er steht da und wiegt; mit den gebeugten Schultern hat er ein bisschen Ähnlichkeit mit einem Affen! Er ist auch so behaart wie ein Affe, hat ein richtiges Fell auf der Brust. Wenn Mum mit mir ins Schwimmbad ging, starrte ich immer die seltsamen Männer mit ihrer nackten Brust an. Er hat breite Schultern und einen dicken Hals, aber kurze Beine, und wenn er sich umdreht und einen anlächelt, sieht man seine braunen Augen und zwei tiefe Lachfalten, die sich bei seinem wirklich äffischen Grinsen beiderseits des Mundes eingraben. Wenn er einen angrinst, muss man zurückgrinsen. Aber jetzt hat er schon lange nicht mehr gegrinst. Was vermutlich meine Schuld ist.

Dienstags machte ich meine Hausarbeiten immer am Küchentisch, und wir dachten uns perfekte Verbrechen aus, bei denen man nicht geschnappt wurde, und brachten uns gegenseitig zum Lachen. Wenn das Opfer zum Beispiel allergisch auf Bienenstiche reagiert, gibt man ihm einen Tropfen Honig auf den Kragen und lässt ein paar Bienen los. Wenn sie ihn in den Hals stechen, schwillt der an, und der Mann erstickt, bevor er Hilfe

herbeirufen kann. Oder wenn man einen Toten wegschaffen will, setzt man ihn ins Auto und fährt in einen Safaripark. Wenn niemand zusieht, wirft man ihn den Löwen vor. Die fressen ihn auf, ohne dass Spuren zurückbleiben.

An einem Dienstag erklärte mir Dad, was es mit dem Muttertod-Syndrom auf sich hatte. Offenbar hatte es sich überallhin ausgebreitet. Die Gerüchte, wonach tief im Amazonasgebiet lebende Indianerstämme und die Eskimos im ewigen Eis davon verschont geblieben wären, hatten sich alle als falsch erwiesen. MTS war nicht auf den Westen oder die Erste Welt oder die großen Städte beschränkt. Es gab noch ein paar schwangere Frauen, doch deren Schwangerschaft war weit fortgeschritten; sie waren bereits vor dem Ausbruch von MTS schwanger geworden. Wenn diese Frauen ihre Kinder zur Welt gebracht hätten, würde es keine neuen Babys mehr geben.

»Das verstehe ich nicht«, sagte ich. »Wieso werden nur Schwangere krank?«

»Tja«, meinte Dad und setzte sich, um Kartoffeln zu schälen. »Bis vor hundert Jahren war die Schwangerschaft das gefährlichste Ereignis im Leben der Frauen und deren häufigste Todesursache.«

»Quell aller Weisheit«, sagte ich und verdrehte die Augen. So nenne ich ihn, wenn er vom Leder zieht. Doch er lächelte nicht.

»Willst du's wissen oder nicht?«

»Ich will es wissen.«

»Also gut. Offenbar gibt es die verschiedensten Gründe, weshalb eine Schwangerschaft gefährlich ist. Das Baby kann zu früh oder zu spät kommen; es kommt möglicherweise nicht mit dem Kopf voran heraus, die Plazenta löst sich nicht richtig und so weiter. Aber klammert man alle physischen, *mechanischen* Faktoren aus, die schiefgehen können, bleibt ein Rest, der noch unheimlicher ist, weil man nämlich glaubt, diese Typen wären dafür verantwortlich.«

»Typen?«

»Die Terroristen. Bio-Terroristen, die das Virus entwickelt haben.«

»Was ist das?«

»Weißt du, was das Immunsystem ist?«

»Ja, es bekämpft Krankheitserreger.«

»Genau. Es kennt dich durch und durch und greift alles an, was nicht zu dir gehört. Alles Fremde in deinem Körper wird attackiert, um dich zu schützen. Und jetzt wird's kompliziert. Wenn eine Frau schwanger wird, ergibt sich welches Problem?«

Ich überlegte angestrengt. »Meinst du das Baby? Weil das Baby eine andere Person ist?«

»Nah dran. Woraus besteht das Baby?«

»Hm. Aus Blut, Knochen …«

Er schüttelte den Kopf. »Ganz am Anfang.«

»Aus einer Eizelle.«

»Und weiter?«

»Und einer Spermie.«

»Danke. Und die stammt von jemand anderem. Und wenn das Baby wachsen soll, muss die Spermie überleben, und das gilt auch für die Zellen, die aus der Verschmelzung von Spermie und Ei entstehen. Das Immunsystem der Frau müsste sie aber eigentlich angreifen. Weil sie einen Fremdkörper im Organismus hat.«

»Verstanden.«

»Aber das tut es nicht. Bei den meisten normal verlaufenden Schwangerschaften greift das Immunsystem der Frau die Spermie oder den sich entwickelnden Fötus nicht an. Ihr Immunsystem schaltet eine Stufe zurück, damit das Baby wachsen kann. Die Frau duldet aber nicht nur die Spermie, sondern ist zugleich auch weniger gut gegen die vielen Bösewichter geschützt, die vielleicht in ihren Körper eindringen wollen.«

»Und deshalb bekommt sie MTS?«

»So stellt man sich das vor. Die vorübergehende Schwächung ihres Immunsystems, die es ihr erlaubt, schwanger zu bleiben, macht sie anscheinend empfänglich für das Muttertod-Syndrom. An dieser Stelle setzt MTS an. Die Lücke ist winzig klein – wer auch immer das Virus entwickelt hat, ist entweder ein Genie oder hat Riesendusel gehabt.«

»Und wenn sich das Syndrom voll entwickelt hat …«

»Man nimmt an, dass dann CJK ausgelöst wird, die Creutzfeldt-Jakob-Krankheit. Man hat das Aids-Virus mit CJK kombiniert, das glauben jedenfalls die Forscher. Das Aids-Virus setzt sich fest und macht die Frau ver-

wundbar für alle möglichen anderen Krankheiten, und als Erstes bekommt sie CJK. Dafür ist kein Heilmittel in Sicht – es gab auch nie eins, schon zu Zeiten des Rinderwahnsinns nicht.«

»Das muss ein Wissenschaftler getan haben.«

»Ein Zufall war's jedenfalls nicht.«

»Aber *warum*?«

»Vielleicht geht es ihm um Macht? Religion? Da kann man nur raten, Jessie.« Er hatte die Kartoffeln in dünne Scheiben geschnitten und legte sie in die Pfanne, wo sie zischten und brutzelten. Der Geruch von heißem Öl breitete sich in der Küche aus. »Deck schon mal den Tisch, Schatz, die sind fast fertig. Und lass uns das Thema wechseln, einverstanden?«

Ich schob meine Schulbücher aus dem Weg.

»Komm schon«, sagte er, »wie wär's mit dem perfekten Verbrechen? Du musst eine Straußenfeder und eine Sicherheitsnadel verwenden. Du hast drei Minuten.« So spielten wir das. Gaben einander einen Hinweis oder eine Waffe. Wir schafften es immer, uns zum Lachen zu bringen. Mir kam es vor wie die Erinnerung an ein anderes Leben. »Na los«, sagte er, »mein nussbraunes Mädchen.«

Als Nächstes starb Sals Tante in Birmingham. Sie war in der zehnten Woche schwanger. Sals Tante und ihr Onkel hatten schon drei Kinder. »Mum meint, wir könnten Tommy, den Jüngsten, zu uns nehmen«, sagte Sal.

»Hat es deine Mum sehr mitgenommen?«

Sie verzog das Gesicht.

Ich kam mir unbeholfen, dick und elend vor, wollte mich aber unterhalten. »Was glaubst du, weshalb das geschieht?«

»Was weiß ich.«

»Nein, ich meine, was steckt dahinter?«

Sie ließ den Atem zischend entweichen. »Jemand will die Menschheit ausrotten.«

»Aber *warum*?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Ich hab mir Gedanken darüber gemacht.«

Sal hob Kleidungsstücke vom Boden auf und warf sie auf einen Haufen in der Ecke. »Sag schon, Superhirn.«

»Vielleicht hatten sie ja einen bestimmten Grund.«

»Und der wäre?«

»Dass sie alle Menschen hassen.«

»Na toll.«

»Bestimmt sind sie … richtig zornig.«

»Weswegen?«

»Wegen allem. Wegen der Kriege. Wegen der Ungerechtigkeit.«

»Die werden sie damit wohl kaum beheben, oder?«

»Nein. Aber damit endet alles Schlechte.«

»Weshalb greifen sie dann Frauen an? Warum ausgerechnet Frauen und ihre Babys? Wenn sie die bösen Menschen ausrotten wollen, weshalb nehmen sie sich dann nicht die Politiker vor – oder die Pädophilen?«

»Weil … ich weiß auch nicht.«

»Warum machst du dir über die Urheber der Seuche überhaupt Gedanken? Das sind Ungeheuer – sie sind böse, man sollte ihnen ein Loch in den Schädel bohren, es mit Nadeln spicken und siedendes Wachs hineingießen!« Sal fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen. »Ich begreife nicht, weshalb du dir über sie Gedanken machst.«

»Tut mir leid. Soll ich Kakao machen?« Sal mochte Kakao, und den tranken wir immer, wenn wir bei ihr waren. Als wir in die Küche hinuntergingen, wurde Sammy ganz aufgeregt und begann zu bellen, und am Ende ließen wir ihn im Garten einen Ball apportieren.

Dies war eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen ich mich mit Sal gestritten habe. Ich wusste wirklich nicht, was mich geritten hatte, doch ich wollte nicht bloß darüber sprechen, wie böse die Terroristen waren und wie man sie bestrafen sollte. Natürlich waren sie böse, aber vor allem wollte ich wissen, *weshalb* es so weit gekommen war. Oder was dies alles ausgelöst hatte, womit wir es ausgelöst hatten. Ich konnte mit diesem Blabla von wegen *Ist das nicht schrecklich und grauenhaft* nichts anfangen, so als wüsste ich etwas, das niemand sonst wusste.

3

Dann gab es eine offizielle Bekanntmachung. Sie wurde die ganze Woche über im Fernsehen und in den Zeitungen wiederholt; damit wurde offiziell bestätigt, dass es sich bei MTS um eine weltweite Seuche handele und dass alle Menschen infiziert seien. Man verglich die Krankheit mit HIV und erklärte, die meisten von uns könnten ihr Leben weiterleben, ohne zu erkranken; der Auslöser für die tödliche Erkrankung sei die Schwangerschaft. Uns wurde versichert, die Regierungen in aller Welt arbeiteten zusammen, um die Forschung voranzutreiben, bla, bla, bla.

Ich weiß noch, dass ich die Verlautbarung mit Mum und Dad im Fernsehen sah und meine Eltern anschließend anstarrte. Sie hatten die Krankheit. Ich hatte sie. Wir alle hatten MTS. Es war, als wüsste man, dass man ein langsam wirkendes Gift geschluckt hat. Ich wollte nicht mit ihnen zusammensitzen, deshalb ging ich nach oben auf mein Zimmer und simste Baz an. (Wie lächerlich. Schon allein seinen Namen zu schreiben macht mich glücklich. Baz, Baz, Baz. Und jetzt laufen mir dumme Tränen über die Wangen.)

Damals war er nur ein Freund. Wir hatten zusammen die Grundschule besucht. Jahrelang besuchte ich nur

HEYNE

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Jane Rogers

Das Testament der Jessie Lamb
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Broschur, 384 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-453-31485-6

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2013

Was wäre, wenn eines Tages keine Kinder mehr geboren würden?

Die junge Jessie Lamb lebt in einer Welt, in der jede Frau, die nach ihrem sechzehnten Geburtstag schwanger wird, stirbt. Die Ursache ist ein bisher unerforschtes Virus, die Folgen sind katastrophal: Es werden keine Kinder mehr geboren, die Wissenschaft ist ratlos, und die Menschheit geht langsam, aber sicher ihrem Ende entgegen. Doch das kann und will Jessie nicht akzeptieren: Sie möchte dieser Welt etwas Gutes hinterlassen. Sie möchte neues Leben schenken, auch wenn das bedeutet, dass sie mit ihrem eigenen dafür bezahlen muss ...

Der Titel im Katalog